

**Zeitschrift:** St. Galler Jahresmappe

**Band:** 34 (1931)

**Artikel:** Aus den Pariser Jahren Heinrich Heines

**Autor:** Müller, Max

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-948279>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 05.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Aus den Pariser Jahren Heinrich Heines.

Von Dr. Max Müller (Paris).

**D**ieses Frühjahr werden hundert Jahre verflossen sein, daß Heinrich Heine seine rheinische Heimat, die seinen frühen Dichteruhm gesehen, mit Paris vertauschte. Zweiundehnhalb Dezennien hat er hier verbracht, bis ihn die unerbittliche Krankheit für immer in die französische Erde bettete. Das Experiment ist vereinzelt geblieben; trotz einer vermehrten internationalen Freizügigkeit und einem neuerdings gepriesenen europäischen Vaterland hat es kein großer deutscher Dichter mehr unternommen, ins französische Geistesleben unterzutauchen, um hier neue Quellen für sein Genie zu erschließen. Es scheint vielmehr eine literarische Maxime geworden zu sein, daß ein seinem Volkstum entfremdeter Schriftsteller an schöpferischer Kraft verliert oder zum mindesten von seiner Nation nicht mehr verstanden wird. Eine tendenziöse Literatur hat bei Heinrich Heine nachweisen wollen, wie verderblich für seine dichterische Entwicklung wie für seine Charakterbildung als Mensch und Bürger der Aufenthalt in Paris geworden ist, wie er durch die Tageszeitstellerei und den Boulevardgeist das deutsche Volk um die Meisterwerke brachte, die es vom Poeten des „Buches der Lieder“ zu erwarten berechtigt war.

Soviel ist gewiß, daß jener 1. Mai 1831, an welchem der junge Dichter und Pamphletär die französische Grenze überführte, um mit der Diligence in drei Tagen Paris zu erreichen, für seine Laufbahn bestimmt wurde. Er hatte lange gezögert, bis er diesen Entschluß faßte, denn er war sich mit jener Helligkeit, die wir alle in gewissen Augenblicken über die Konsequenz eines Schrittes in uns tragen, wohl bewußt, daß seine geistige Einstellung wie seine politische Rolle von der neuen Atmosphäre zwingend beeinflußt würden. Ja, der Lyriker in ihm, der die deutsche Muttersprache über alles liebte, protestierte leise; aber Heine war damals schon kein Nur-Lyriker; er hatte an den politischen und sozialen Ideen der Zeit Anteil genommen, und sein zur Satire veranlagter Geist fand in Paris einen Nährboden, wie ihn das damalige Berlin oder München nicht boten, um mit Georg Brandes zu reden. Dennoch sagte er wahr, wenn er in jener Reife etwas von einem dunkeln Geschick vorausahnte; der Zug des Exilierten, des Fremden haftet an seiner Laufbahn; ein Hauch des Heimwehs umschwebt seine Grabstätte, an der sich alle jene finden, die selbst die Sehnsucht nach einem fernen Jugendlande in sich tragen.

\*

Der Dichter ist im Hôtel de Hollande abgestiegen, wohin ihm seine Freunde unter dem Decknamen eines Dr. Donndorf schreiben sollten, denn er fürchtete als deutscher Verschwörer Schwierigkeiten mit der Polizei Louis-Philippe zu bekommen. Das Frankreich von 1831 hatte die Revolution der „Trois Glorieuses“ vergessen und war verbürgerlicht, doch bot es zahlreichen Demokraten und Freigeistern aus Deutschland ein bereitwilliges Asyl. Heine selbst war für die Ideen Saint-Simons entflammmt, welche die soziale Erneuerung der Gesellschaft bringen sollten. Allein die geistige und künstlerische Atmosphäre von Paris sprach zu seinem empfindsamen Wesen in anderer Weise: aus dem Konspirator machte sie einen Kontemplator. Statt wie sein Landsmann Börne die deutschen Schmiede und Seifensieder in den Faubourgs aufzusuchen und mit revolutionären Theorien zu belehren, liebte Heine zu flanieren und Verse zu erfassen. Er stieß durch die Tuilerien, das Quartier Latin, steht vor der Vendômeäule, dem Invalidendom, den er despektierlich einem ungeheuren Kodtopfe vergleicht – die Asche Napoleons, für den er schwärzte, war damals noch nicht von St. Helena übergeführt – er macht seinen Sprud

über die Akademie der Unsterblichen, lernt in der Morgue das Gruseln, schäkert mit einer Blumenverkäuferin des „Passage des Panorama“, betrachtet in den Galerien des Palais Royal die zierlichen Füßchen der Loretten, sucht sich durch ein kleines Abenteuer im Pariserischen zu vervollkommen.

Die Gesellschaft Enfantins und der übrigen Schüler Saint-Simons erscheint ihm rasch in ihrer Lächerlichkeit; wie Horaz meidet er das profanum vulgus, dessen Umgang nicht in seinem Wesen liegt. Eine andere Seite des französischen Lebens beginnt ihn zu interessieren: die Tagespolitik, das Theater, zwischen denen er eine innere Verwandtschaft erkennt. „In Frankreich,“ schreibt er einmal, „gehen alle großen schauspielerischen Talente der Männer in die Politik, während die begabten Frauen nur die Bühne zur Verfügung haben. Darum finden wir im französischen Theater größere Schauspielerinnen als Schauspieler; die ersten Rollen der letzteren werden in der Diplomatie und im Parlament gespielt.“ Heine will ein geistiger und politischer Vermittler zwischen Frankreich und den Deutschen werden, die Rolle wieder aufnehmen, wie sie Grimm und Madame de Staél im 18. Jahrhundert gespielt. Französische Zeitschriften laden ihn ein, über deutsche Literatur und Zustände zu schreiben; selbst die zugeknöpfte „Revue des Deux Mondes“ Buloz' öffnet dem angesehenen ausländischen Profasisten ihre Spalten. Um seinerseits auf die deutschen Lande zu wirken, die Vorurteile gegen Frankreich zu bekämpfen, das eigene Volk um all das zu bereichern, was eine hochstehende intellektuelle Kultur Assimilierbares für Politik und Geistesleben jenseits des Rheins bot, griff er zur Feder des Journalisten. Man sage nicht, daß Heine seiner Poeten-natur Gewalt angetan habe: seine „Reisebilder“ waren bereits journalistische Proben von genialem Wurfe gewesen. Gewiß hatte sich die Notwendigkeit, sich eine Existenzquelle zu erschließen, hinzugefellt. Vielleicht, wenn Onkel Salomon in Hamburg seinen Sybaritenwunsch erhört hätte: „Leih' mir 100,000 Taler und vergiß auf immer deinen Neffen, der dich liebt!“ würde Heine nicht Pariser Korrespondent der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ geworden sein mit all den politischen und stilistischen Kompromissen, die ein solches Amt in den damaligen Verhältnissen der Zensur und Polizeiüberwachung mit sich brachte. Aber entsprach nicht der Beruf des Tageschriftstellers wie kein anderer seiner geistigen Beweglichkeit, feiner leidenschaftlichen Kritiklust, feiner scharfen Beobachtungsgabe für Menschen und Dinge. Das öffentliche Leben allein vermittelte die große Wissenschaft des Menschen, pflegte er zu sagen. Diejenigen, die ihm den Verrat an der Muse nicht verzeihen und den Journalismus als eine Ablenkung vom Ewigkeitschaffen des Dichters herabsetzen, weil er an die wandelbaren Umstände des Tages geknüpft ist, vergessen, daß es auch im Völkerleben Werte gibt, die nach gestaltender Form verlangen und Ewigkeitsgehalt haben können wie menschlich-individuelle Erlebnisse. Heine hat selbst seine Tätigkeit im Journalismus mit so hohem Ernst aufgefaßt und seines schriftstellerischen Talents durchaus würdig betrachtet, daß er die für die Augsburger Zeitung von 1831–1844 geschriebenen Artikel unter dem Titel „Französische Zustände“ seinen Werken einverleibte. Er war sich bewußt, daß er von einer solchen Tribüne auf seine Zeit und sein Volk einen tiefer greifenden und beständigeren Einfluß ausüben konnte als durch Pamphlete und satirische Wodenblättchen, die nur unter dem Mantel zirkulieren durften. „Die „Augsburger Allgemeine Zeitung“, heißt es in der Vorrede, „welche ihre weltberühmte Autorität so sehr verdient, und die man wohl die allgemeine Zeitung von Europa nennen dürfte, schien mir wegen ihres Ansehens und ihres großen Absatzes das geeignete Blatt für Berichterstattungen, die

das Verständnis der Gegenwart beabsichtigen. Wenn wir es dahin bringen, daß die große Menge die Gegenwart versteht, so lassen sich die Völker nicht mehr von den Lohnschreibern der Aristokratie zu Haß und Krieg verhetzen; das große Völkerbündnis kommt zu stande; wir benutzen zum Pflug die Schwerter, und wir erlangen Frieden und Wohlstand und Freiheit. Dieser Wirklichkeit bleibt mein Leben gewidmet; es ist mein Amt.“ Wer heute nach hundert Jahren die Zeitberichte Heines liest, ist von der scharfsinnigen Durchdringung der französischen Eigenart, sei es in der Politik, in den Sitten, in den Persönlichkeiten, von Bewunderung erfüllt. Seine Charakteristiken eines Louis-Philippe, eines Thiers, eines Guizot, eines Victor Cousin, eines Lamartine sind von einer Wahrheit, daß man die Typen der lebenden französischen Staatsmänner darin wiederzuerkennen glaubt. Der Député, den die Eitelkeit, das Streben nach Einfluß und ertragreichen Ämtern mehr beherrscht als die politische Überzeugung, findet in ihm einen unbarmherzigen Spötter. Er geißelt die materiellen Interessen in der Politik, „welchen unser Zeitalter (die Dreißiger Jahre) so inbrünstig huldigt“. Wie sucht er als Essayist den Staatsmännern gerecht zu werden, die eine falsche Legende im Ausland als kriegerisch hinstellt. So, wenn er Victor Cousin auf dem Boulevard in Betrachtung deutscher Stiche versunken findet, ihn vortrefflich über Hegelsche Philosophie, deutsches Gemüt und deutsche Gerechtigkeitsliebe reden läßt, während jenseits des Rheins die Säbel gegen diesen „Erzfeind“ gewetzt werden. „Es mag unsre Sympathie für französische Staatsmänner manchmal dadurch gesteigert werden,“ schreibt Heine in einem Artikel, „daß wir ihnen eine heilsame Gefinnung für Frankreich zutrauen, und denen wir es verdanken, in friedlicher Muße das Bündnis zwischen Frankreich und Deutschland begründen zu können.“ Seine Gedanken haben, wie man sieht, ihre Aktualität nicht verloren; er war ein „Locarnist“ vor der Zeit, und wenn alle deutschen Journalisten in Paris ihre völkerverbindende Mission mit dem Ernste Heines aufgefaßt hätten, würde das Werk der Verständigung seit einem Jahrhundert mehr Fortschritte gemacht haben. In dem einen und andern Tagesurteil mag er sich getäuscht haben, so wenn ihn sein Kultus für Napoleon dazu verleitet, die republikanische Unfähigkeit der Franzosen für alle Zeit zu behaupten. Was er dagegen über die französische Presse sagt, das könnte ebenso gut heute gedruckt sein. „Die Artikel in den französischen Blättern sind im allgemeinen besser geschrieben und logischer abgefaßt als in den deutschen, wo sich der Stilist durch den Urwald feiner Ideen mühsam durchkämpft. Aber während in Deutschland selbst der obrigkeitliche Zenfor ein Mann von gemütlicher Vielseitigkeit ist, diszipliniert der Chefredakteur eines französischen Journals als praktischer, einseitiger Franzose den Gedanken, ja den Ausdruck feiner Mitarbeiter.“ Cela n'entre pas dans l'idée de notre journal! Wie oft hat sich dies der deutsche Schriftsteller sagen lassen müssen, wenn er die französische Leserwelt mit Auffässen über ausländische Verhältnisse interessieren zu können glaubte!

Wenn feine Freunde den einstigen Revolutionär im Korrespondenten des großen süddeutschen Blattes, geschweige im Mitarbeiter konservativer französischer Zeitschriften nicht wiederfanden, so sagte Heine doch von seiner Pariser Warte aus Europa manche politische Wahrheiten, daß Metternich bei der Augsburger Redaktion wiederholt intervenierte und der König von Preußen bei Guizot im Interesse eines freundlichen Nachbarverhältnisses gegen die deutschen Flüchtlinge Maßnahmen verlangte. Heine und der Schweizer Herwegh entgingen der Ausweisung, die damals Karl Marx und seines Kreis traf. Die Feinde des Dichters haben den Stab über ihn gebrochen, als 1848 in den Archiven des Ministeriums

der Beweis gefunden wurde, daß Heine während vieler Jahre eine Pension von Thiers empfangen hatte, die ihm seine Gönnerin, die Fürstin de Belgiojoso, erwirkt, um ihn aus feinen steten Geldverlegenheiten zu befreien. Gewiß wäre es für das Ansehen des Polemikers vorzuziehen gewesen, wenn sein beruflicher Schild blank geblieben wäre; aber bei der Geprägtheit in Frankreich, Stipendien für heimatlose, der demokratischen Sache in der Welt ergebene Schriftsteller auszusetzen, ohne von ihnen weitere Verpflichtungen zu verlangen, bildete es eine Übertreibung, Heine der Käuflichkeit anzuklagen. An seinem Liberalismus hat dies nichts geändert. Die Rücksichtnahme, die er sich dem Regime Louis-Philippe gegenüber auferlegte, machte ihm schon die bloße Gafffreundschaft zur Pflicht. Die Augsburger Zeitung brach damals mit ihm, sich in diplomatischer Weise bei ihren Lesern entschuldigend. Der Schriftsteller machte übrigens seinen Vertrauten gegenüber kein Hehl daraus, wie unbehaglich ihm das Bewußtsein des Jahrgeldempfangs war: „Ich hatte früher die französischen Staatsmänner nach ihrem Verdienst rühmen können; jetzt wage ich kein Lob mehr auszusprechen, aus Furcht, man könnte mich als einen Söldling betrachten!“ Aber es war ihm ohne diesen pekuniären Zuschuß nicht möglich, in der teuren Stadt auszukommen, hat doch schon Bossuet gesagt, daß ein Schriftsteller, der mit seinem Hausstande in finanziellen Nöten ist, sich nicht im Vollbesitz seiner geistigen Mittel fühlt.

\*  
Dies führt uns auf das Leben Henri Heines in Paris. Er war, was man einen Bonvivant nennt, der den Genüssen der Tafel und der Gesellschaft schöner Frauen ihren Platz im Dasein nicht verkümmert. Lutetia ist eben nicht nur der Gipfelpunkt des Intellektualismus, den die Welt bewundert, sondern gleichzeitig eine der verführerischen Stätten des Materialismus. Und Heines Natur war schon nach seiner Abstammung für diese beiden Einflüsse im selben Maße zugänglich. Er hat seine jugendliche Bekehrung zum Protestantismus wenig ernst genommen und zum Puritaner nie Neigung gespürt. Man wollte seit deutliches „Gemüt“ aus nichtjüdischem Herkommen seiner Mutter ableiten, aber der Dichter selbst muß diesen Dingen wenig Bedeutung bei. Welches die ethnischen oder nationalen Urgründe einer Persönlichkeit sein mögen, das jahrlange Ambiente von Paris modellt sie alle um und formt sie nach seinem Bilde. Heine liebte diese Stadt mit ganzer Seele und verstand wie wenige ihre Atmosphäre. Als er einmal nach einer vierwöchigen Reise durch die Normandie und die Bretagne zurückkehrte, schrieb er: „Das Herz jauchzte mir in der Brust, als der Postwagen über das geliebte Pflaster der Boulevards rollte, als ich am ersten Putzmacherinnenladen mit lächelnden Grifftengesichtern vorüberfuhr, als ich das Glöcklein des Coco-Verkäufers vernahm, als die holdselige zivilisierte Luft von Paris mich wieder anwehte. Ich hätte den ersten Nationalgardisten in der Bärenmütze umarmen mögen. Warum übt Paris einen solchen Zauber auf Fremde aus, die in seinem Weichbild einige Jahre verlebt?“

Der Dichter wohnte die erste Zeit in der Rue des Grands-Augustins, in der Nähe, wo Balzac seine Druckerei betrieb und der Vater von Anatole France sich als junger Buchhändler aus der Touraine niederließ. Das Haus steht noch (Nr. 25) und erinnert mit seinen schmiedeeisernen Fenstern und dem mächtigen Portal, daß es einst zu den herrschaftlichen Behausungen gehört hat. Diese Adresse figuriert auf dem Register der Eheschließungen der Mairie von St-Sulpice, wo sich Heine 1841 mit Mathilde Mirat vermählt hat.

Die Rue des Grands-Augustins führt an die Seine, unweit des Pont Neuf, der den Dichter auf nächtlichen Heimwegen zu düsteren Visionen über den dunkeln Wassern inspirierte. So erzählte er einmal: „Drunter zwischen Pfeilern und

Brückenbogen kamen plötzlich bis zur Brust nackte Menschen zum Vorschein, in den Händen brennende Lämpchen haltend. Sie schauten mit bedeutenden Blicken zu mir herauf, und ich nickte ihnen in geheimnisvollem Einverständnis zu. Erst der Glockenschlag von der nahen Notre-Dame-Kirche, der ein Uhr verkündete, vertrieb den Spuk.“ Waren es die Vorahnungen der grausamen Krankheit, die nicht verzeiht, welche sein Hirn zu ängstigen begannen? Ein andermal sah er die lustigen kleinen Blanchisseuses, welche die Medizinstudenten an Mi-carême zum Ball der „Grande Chaumière“ (dem Vorgänger des Bal Bullier) zum Tanze führten, in den kalten Fluten untertauchen. Der Dichter bewohnte im Laufe seiner Pariser Existenz zahlreiche Viertel, vertauschte das Quartier Latin mit dem Montmartre, die Cité Bergère mit den Champs Elysées. Er war ein Bohème, und da seine Nerven immer empfindlicher wurden, hielt er es in dem damaligen Paris, das offenbar in seiner Art nicht weniger lärmend war wie das heutige, nirgends lange aus. Wir treffen ihn in der Rue Bleue – seine Freundin Mathilde wohnte in unmittelbarer Nachbarschaft in der Rue Cadet, wo sich heute der Grand-Orient befindet –, dann als Ehemann im Faubourg Poissonnière, das längst kein idyllisches „Faubourg“ mehr ist, sondern ein verkehrsreiches Geschäftsviertel, wo unsere jungen Schweizerkaufleute in den Exportfirmen arbeiten. Die enge Seitenstraße, die die Besucher schildern, ist die lärmende Rue des Petites Ecuries geworden. Eine einzige poetische Erinnerung ist geblieben, nicht an Heine, sondern an den ihm geistig verwandten Lyriker Sully Prudhomme, der hier 1839 geboren wurde. Heine zog in der Folge in die Rue des Martyrs, die durch die Loretten und Künstler berühmt war, die hier ihre Landhäuser bauten, doch vertrieben ihn die Klaviere; er beßt auf den Batinolles (der heutigen Rue d'Amsterdam) eine Zeitlang ein Häuschen mit Garten, dessen Pflaumenbäume er besungen hat, und etablierte sich schließlich in der Rue de Matignon, beim „Rond Point des Champs Elysées“, die seine „Marmatzengruft“ werden sollte. Eine Marmortafel wurde vor einigen Jahren an dem heutigen modernen Gebäude vom Pariser Stadtrat angebracht.

\*

Man hat über Heines Gattin mancherlei Ungünstiges geschrieben, wohl hauptsächlich deshalb, weil sie eine Französin und aus ungebildetem Stande war. Aber wenn man die Briefe der Zeitgenossen liest und sich vor Augen hält, daß der Dichter bis an sein Ende nicht nur der Pflegling, sondern der leidenschaftliche Liebhaber seiner Frau war, daß er erbitterte Kämpfe mit seiner Familie in Deutschland führte, nur um Mathilde nach seinem Tode sichergestellt zu wissen, daß er in seinem Testamente verfügte, man möge ihm im katholischen Teile des Montmartre-Friedhofes begraben, damit später seine Gemahlin mit ihm in derselben Gruft ruhen könne, wird man bekennen, daß seine Ehe nicht zu den unglücklichen gezählt haben kann. Ja, ohne diese einfache, heitere Natur um sich, die sich nicht um den Schriftstellerhut kümmerte, wohl aber ihrem Manne nach edter Französinnenart täglich neu zu gefallen suchte, und einer selbstverständlichen Hingabe für den jahrelang Gelähmten sich fähig zeigte, hätte Heine wahrscheinlich den Kampf mit den Dämonen seines Schicksals früher aufgegeben. Man darf sich durch die boshaften Bemerkungen vom Ehekreuz, die er in seine Gespräche und Briefe da und dort eingefreut, nicht irreführen lassen, gehörte er doch zu jenen rücksichtslosen Geistern, die eines Witzes willen ihre treuesten Seelen und – sich selbst zum besten haben. „Wählt man seine Frau?“ meint er einmal einem Besucher gegenüber, „so wenig wie seine Nationalität oder seine Religion!“ Heine hatte Mathilde Mirat als junges Ding bei sich aufgenommen, bezaubert von ihrer fröhlichen Schönheit. Ihre Tante soll

sie gegen eine Abfindungsumme dem vornehmen deutschen Herrn anvertraut haben, wenigstens hieß es so in dem Dorfe, wo die Mutter Dienstfrau war. Mathilde wußte, was Paris einem alleinstehenden Mädchen ohne Schutz bereit hält und hatte von Freundinnen gehört, daß ein Deutscher ein treuerer Ehemann zu sein pflegt als ein Pariser. Da sie jeder Bildung ermangelte, schickte der Dichter seine petite femme in ein Pensionat, doch scheint sie nicht lange auf der Schulbank ausgehalten zu haben. Zeitlebens lernte sie nicht deutsch und brachte es über einige konventionelle Sätze nicht heraus, mit denen sie die Besucher empfing. Heine lachte über diese Unkenntnis und meinte zu den Freunden: „Ich bin wenigstens sicher, daß Mathilde mich nicht meiner Gedichte wegen liebt, wie es andern Lyrikern geschieht!“ In der Tat kannte sie seine literarischen Kämpfe nicht und wußte nicht um den Haß, den sie ihrem Manne eintrugen. So konnte dieser, wenn ihn die Reue wegen des grollenden Vaterlandes verdrängte, in jenem Gedichte sagen: meine Frau, lieblich wie die Morgenröte, verscheucht mit ihrem Lächeln meine deutschen Sorgen . . .

Daß Mathilde Mirat die elegante Pariserin gewesen sei, als die sie der Liebhaber zuweilen hinstellt, darf man bezweifeln; ihr Typus der rasigen Brünetten mit regelmäßigen Gesichtszügen und lachendem Munde, aus dem zwei Perlenreihen schimmerten, verlieh ihr den finnlichen Charme einer Odaliske, doch ging ihr jene Verfeinerung und geistige Regsamkeit ab, die man bei der gebildeten Französin findet. Sie wußte sich bei der angeborenen Koketterie der Pariser Midinette vorteilhaft zu kleiden und hatte eine natürliche Art, sich zu geben. Ein Besucher, der ihre äußere Erscheinung mit Maria Stuart vergleicht, erzählt, daß sie bei einem Gasteessen mit Richard Wagner und Heinrich Laube die Gemahlinnen dieser beiden kongenialen Deutschen ausgestochen habe, aber die Schauspielerin Fanny Lewald, die als weibliche Zeugin strenger urteilt, vergleicht Mathilde einer gezierten Kaffennamafell, wie man sie in vielen Pariser Geschäftshäusern antreffe. Geheiratet hat sie der Dichter, nachdem sie jahrelang in freiem Bunde gelebt, am Vorabend seines Duells mit einem gewissen Strauß. Die Sorge, seine Gefährtin könnte bei einem tragischen Ausgang erbrechtlich schlecht gestellt sein, diktierte ihm diesen Entschluß; er hat allerdings nach feiner leichten Verwundung in einem Briefe an den Verleger Campe gespottet, daß er ein schlimmeres Duell eingegangen sei, weil dieses erst mit dem Tode eines der beiden Kombattanten endigen werde! Man weiß, daß es an häuslichen Auftritten nicht mangelte und Mathilde ihre Launen beßt, wenn auch die Eifersuchtszenen, die ihr der Dichter im hochgradigen Krankheitszustand machte, als er sich nachts vor ihre Kammer schlepppte, nach der Aussage des Arztes Dr. Gruby pathologische Hirngespinsten waren. Was das Kapitel der ehelichen Treue anging, so hatte nicht Heine, sondern die Gattin Anlaß zur Klage. Die vielen Frauengestalten, die in seinen Gedichten verherrlicht sind, hatten oft eine leibliche Existenz und sind nicht nur Silhouetten, die er in der Passage de l'Opéra, seinem gewohnten Standort, flüchtig erfaßt. Rührend liegt sich jenes Eheerlebnis, das sein Sekretär Alexander Weill in einem Briefe erzählt. Der Dichter war aus dem Salon der Schauspielerin Rachel früher fortgegangen, um sich mit einer Schönen vom Ball Mabille, der kecken Frisette, zu treffen. Frau Heine ahnte eine Untreue und fand sich zufällig in demselben Theater ein, wo ihr Mann in einer Loge neben Frisette thronte. Ohne eine Szene zu machen und ohne die Rivalin eines Blickes zu würdigen, legte sie nur die Hand auf die Schulter ihres Gatten: „Henri, das tuft du mir an?“ und ging hinaus. Der Schriftsteller, dem alle Lust zum Abenteuer vergangen war, eilte seiner Gattin ins Freie nach und wollte nur noch sie auf der Welt kennen. War

auch Mathilde nicht das ideale Frauenbild, das der Jüngling in seiner Cousine Amalie besungen, so hielt sie ihn mit irdischen Genüßen fest: einmal mehr fühlte sich in einer Dichterexistenz das Doppelbild der Liebe aus dem berühmten Gemälde Titians bewahrheitet. Frau Heines kleine Sünde war die Gourmandise, und da ihr Gatte eine luxurische Tafel nicht verfmähte, verstanden sie sich nach dieser Seite des Lebensgenusses ausgezeichnet. Im „Boeuf à la mode“, im „Rocher de Cancale“, bei Perrette im Palais Royal sieht man sie in Gesellschaft Théophile Gautiers und anderer Feinschmecker dieser Leidenschaft huldigen, so oft es der Zustand der Monatskasse erlaubte. Im übrigen begnügten sie sich mit ihrer kleinkirgerlichen Existenz, und die Nachbarn kannten sie nur unter dem Namen „Monsieur et Madame Enrienne“ (französische Ausprache von Henri Heine). Stieg ein Bewunderer aus Deutschland die engen drei Treppen hinauf, so erklärte die Bonne oder Frau Heine, welche gegen die schwarzen Besuchsfräcke ein instinktives Mißtrauen besaß, hartnäckig, daß Monsieur nicht zu Hause sei, bis dieser seinen Kopf aus dem Arbeitskabinett stckte und den willkommenen Freund herzlich aufnahm. „Meine Frau versteht nicht deutsch, außer wenn ich mit einer jungen Dame spreche!“ scherzte der Dichter. Das Innere war ohne Originalität, aber sauber gehalten: ein Salon mit Mahagonimöbeln, die in rotem Samt tapeziert waren, ein lebensgroßes Porträt des Dichters und einige Stiche von Léopold Robert an der Wand, in der Ecke des Wohnzimmers ein Papagei, der Herr des Hauses im Schlafrock – kurz ein Interieur der Louis-Philippe-Epoche, das die romantischen Verehrer und Verehrerinnen Heines arg enttäuschte.

Wie sah der Dichter selbst aus? In den ersten Jahren seines Pariser Aufenthaltes, als ihn noch nicht das Augenleiden entstellte, gehörte er zu den schönen Männern; nicht, daß er sich in seinem Äußern die Allüren eines Dandy gab; eine unmerkliche Schriftstellerische Nachlässigkeit haftete ihm immer an. Aber die hohe Stirn, die feitlich abfallenden dunkelblonden Haarsträhnen – ein Porträt, an dem er hing, verlieh ihm etwas Albrecht-Dürerhaftes –, das ungemein bewegliche und wechselnde Augenpaar, der melancholische, mitunter verächtliche Zug um den Mund machten ihn interessant. Heinrich Laube, der ihn 1839 schildert, notiert die etwas kurze, in die Breite gehende Statur, die in der geistreichen Unterhaltung sich aufhellenden Augen, deren Lider sonst meist gesenkt sind. Auf seine feinen, schmalen Priesterhände war Heine noch in seinem elenden Zustande stolz. Die Stimme hatte etwas Scharfes, entbehrte aber nicht des Wohlklanges. Er konnte sich eines leichten deutschen Akzents beim Sprechen nie ganz entledigen, beherrschte aber das Französische mit großer Gewandtheit und in allen seinen Nuancen. Das feine Ohr einer Caroline Jaubert wollte in feinen Unterhaltungen immer einen Stich ins Germanische heraushören; obwohl man feine Verve und feinen Esprit demjenigen Voltaires verglich, erlangte ihm jene „légerté de touche vraiment française“. Seine Witze und Bonmots – die er forstfältig kultivierte – machten in den Salons die Runde, und Heine genoß eine wirkliche Boulevardberühmtheit. Er verkehrte bei Alfred de Vigny, der Romanschriftstellerin George Sand, Ste-Beuve, Jules Janin, Madame de Girardin, und in dem bereits früher erwähnten Salon der schönen Mailänderin Princesse de Belgiojoso, wo ein geistiger Eklektizismus herrschte. Er wurde an die Tafel französischer Minister geladen, Thiers vorgestellt, und wäre wahrscheinlich bis in die höheren Kreise der französischen Gesellschaft eingedrungen, wenn ihm nicht seine unstandesgemäße Heirat den Weg versammelt hätte. Ein neuerer Biograph, Camille Mauclair, hat dem deutschen Dichter jedes nähere Verhältnis zur wahren französischen Gesellschaft absprechen wollen

und an feinen Urteilen nur das Unfranzösische gesehen. Richtig ist, daß der Dichterstolz in Heinrich Heine zeitlebens stark genug blieb, daß ihm der Gedanke an eine Naturalisation in Frankreich als eine Untreue an sich selbst erschien. Er möchte politisch mit seinem Vaterlande auf gespanntem Fuße stehen, mit der Gefühls- und Gedankenwelt seines Volkes blieb seine Seele verwachsen. Der Pamphletär übte verbissene Kritik an den Einrichtungen und Verkehrtheiten Deutschlands, aber der Dichter war gerührt, daß Soldaten und Handwerksburschen jenseits des Rheins seine Lieder sangen. Er wußte, daß er für die Franzosen nicht mehr als ein amüsanter Causse war und sein poetisches Genie nur von den Deutschsprechenden verstanden werden konnte. Wie oft hat er den Reichtum und die Melodie der deutschen Sprache dem verstandesmäßig-eleganten Französisch entgegengehalten, in welchem sich gewisse poetische Gefühle, wie er meinte, wegen der Präzision der Worte gar nicht ausdrücken ließen. Es fehlte die Mystik: „O Narrheitsglöcklein, Glaubenglocken, wie klinget ihr daheim so süß!“ Vielleicht nirgends so deutlich wie in seinen Theaterbriefen zieht Heine den Trennungsstrich zwischen französischen Sitten und französischem Empfinden gegenüber deutscher Art. Die verschiedene Bewertung des jungen Mädchens und die Stellung der Frau in der Gesellschaft veranlassen ihn zu geistvollen Dissertationen. Hier muß man das Tieffürdende und die Weltliteratur Bereichernde am Pariser Werke Heinrich Heines suchen gehen. Das „Exil“ des Dichters, der bekanntlich von Polizeimaßnahmen – es sei denn gegen keine Werke – verschont blieb und mehrere Reisen nach Deutschland unternahm, hat nur diesen geistigen Sinn. Seiner Mutter, die er seit einem Jahrzehnt nicht mehr gesehen, weil er ihr feinen Krankheitszustand verheimlichen will, widmet er seine tiefsten Verse des Heimwehs: Deutschland ist kraftvoll; es wird immer leben, aber eine alte Frau kann sterben, und ich werde sie nicht mehr sehen . . .

Man mag über Heines Handeln verschiedener Ansicht sein, die Maßlosigkeit seiner Angriffe tadeln, die Auswüchse seines Stils nicht billigen, aber Bewunderer und Feinde müssen sich vor dem heroischen Trotz, den er dem körperlichen Siechtum gegenüber bewies, verneigen. Ohne religiösen Glauben, von der Welt vergessen, ein hilfloser Gelähmter in der Hand seiner Wärterinnen, fand er in seinem überlegenen Geiste während Jahren die Kraft zum Leben und zum Lächeln. In seinem Krankenzimmer der Rue de Matignon, wo man ihn an sonnigen Tagen auf den Balkon trug, und zu seinen Füßen das vergnügungslustige Paris unter den Bäumen der Champs Elysées lustwanderte, entstanden die ergreifenden Lazarus-Gefänge, dieses de Profundis eines Lebenden. Nie können wir an dieser Stätte vorübergehen, ohne uns des unglücklichen Dichters zu erinnern. Das Leiden und Sehnen, das aus dem Jüngling den unvergleichlichen Sänger gemacht, es kehrte nach dem raflösen Kampferdasein in der Weltstadt an das Schmerzenslager des fünfzigjährigen Dichters des „Romanzero“ zurück. Wie sie langsam kriecht, diese häßliche Schnecke, die Zeit, stöhnte sein Leib, während vor seinem geistigen Auge der lange Zug der Visionen vorübergliß. „Vielleicht bin ich längst gestorben und mein hohler Schädel dient den Geistern zum nächtlichen Spuk!“ sagt er in einem seiner düsteren Gedichte. Fieberhaft füllte er mit seiner großzügigen Handschrift die weißen Blätter. Hatte er einen Artikel oder ein Spottgedicht geschrieben, dann wartete er mit ungeduldiger Neugier auf die Wirkung, als stände er noch mitten im Streit des Tages. Ab und zu erhielt er noch einen Besuch von seinen künstlerischen Freunden in Paris, dem treuen Théophile Gautier, von Berlioz, dem er einst bei seiner Vermählung mit der englischen Schauspielerin Smithson Zeuge

gewesen war und den er später in seinen Epigrammen – wie alle Musiker – nicht verschont hatte, von Gérard de Nerval, seinem Übersetzer und romantischen Schicksalsgenossen. Nachdem dieser ein Jahr vor ihm aus drohender geistiger Umnachtung den Tod gesucht, bemühte sich Heine, selbst seine Lyrik ins Französische zu übersetzen, denn sein unerfüllter Wunsch war geblieben, daß das Gastland seine Meisterwerke kennen lerne. Die schmerzvollen Monate wechselten mit vorübergehenden Erleichterungen. „Ich habe keine Sehnsucht nach einer andern Welt, heile meinen Leib, nimm mir die Sorge um meinen Geldbeutel und laß mich noch heitere Tage mit meiner Frau leben!“ betet er zum Schicksal. Seinem Bruder, der Arzt in Petersburg ist und ihn 1856 zu einem Aufenthalt in Nizza überreden will, antwortet er: „Der wahre Schriftsteller kann nur in Paris leben und sterben. Im Süden würde mich das Exil rascher töten als die Krankheit an der Seine!“

Mit Heines letzten Monaten ist die anziehende Gestalt der „Mouche“ verbunden, einer jungen Österreicherin, Camille Selden, die ihm in Seelenfreundschaft ergeben war. Sie hatte den Dichter im Auftrage von Wiener Verehrern aufgesucht und gleich seine Sympathie gewonnen, so daß er sie bat, wiederzukommen. „Meine kosmopolitische Erziehung und eine Schwärmerei für Heine von Jugend auf hatten mich zu dieser Annäherung vorbereitet. Meine Art, ihm deutsch vorzulesen, gefiel ihm; er verwendete die kleinen Talente seiner „Mouche“, wie er sagte. Auch glaubte er gemeinsame Züge zwischen uns zu erkennen; die Verachtung für das Konventionelle, Häßliche; unsere Seelen fühlten sich verwandt und hatten sich nichts zu verheimlichen . . .“ Fügen wir zu dieser Selbstbeschreibung, die ein wenig die spätere Schriftstellerin verrät, hinzu, daß Frau von Krinitz ein reizendes Persönchen war mit einem aristokratischen, von braunen Locken umrahmten Mädchentanzlitz. Das Leben hatte sie bereits die Resignation gelehrt, denn sie war jung an einen Franzosen verheiratet gewesen, der ihr Vermögen durchgebracht und sie verlassen hatte. Frau Heine duldet die zunehmende Intimität – Heine duzte die Freundin – nur mit Selbstbeherrschung, nicht, weil sie eiferstündig auf die Trösterin eines Todkranken sein konnte, sondern weil sie fühlte, daß diese Deutsche etwas vom ursprünglichen Wesen des Dichters wußte und ihn ihr entfremdete. Das letztemal, als Camille Selden den Leidenden besuchte – es war Anfang Februar 1856 – und das Sprechen nicht mehr ging, ließ er sie den Hut entfernen und sich auf den Rand seines Lagers setzen; er streichelte ihre Hand, während die Freundin still weinte. Sie versprach ihm, an den folgenden Tagen wiederzukommen, aber eine Erkältung hielt sie über eine Woche zu Hause. In der Nacht vom 17. Februar starb Heinrich Heine bei klarem Bewußtsein, tapfer wie er gelebt hatte. „Wecken Sie Mathilde nicht“, sagte er zu seinem Freunde, dem Doktor Gruby, „reihen Sie mir die Blumen, die sie heute morgen für mich gekauft. Ich will ihren Duft noch einmal atmen. Wie schön ist doch die Natur!“ Das waren seine letzten Worte.

Drei Tage später fuhr man seine Hülle nach dem Friedhof von Montmartre; es war eines jener traurigen Begräbnisse der Großstadt: sechs oder sieben Personen folgten dem Sarge durch die verkehrsreichen Straßen, wo teilnahmslose Menschen ihren Geschäften nachgingen. Paris, das Heine so geliebt, trug sein forgloses Vorfrühlingsgesicht, dachte nicht an den deutschen Dichter, der einsam gestorben war und den die Gesellschaft, die ihn einst als „le plus spirituel des Allemands“ gefeiert, längst vergessen hatte. Er wurde, wie er sich gewünscht, ohne religiöse Feier und ohne Trauerrede begraben. Mathilde hatte die Wohnung am gleichen Tage verlassen, der deutschen Familie die Ordnung der Angelegenheiten anvertrauend, auch blieb sie

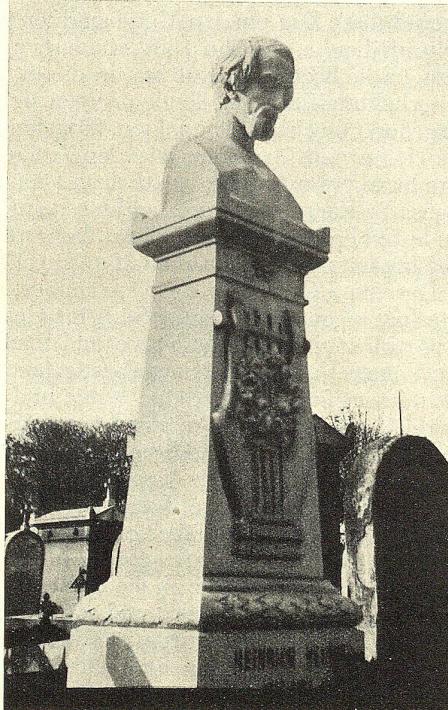
als Katholikin dem heidnischen Begräbnis fern. Um beinahe 30 Jahre hat sie den Gatten überlebt; man hörte nichts mehr von ihr, bis sie 1883 ihren Platz an seiner Seite einnahm. \*

Hier auf dem Montmartre war der deutsche Dichter nicht allein. Seine Zeitgenossen und Freunde folgten ihm in kurzen Intervallen: Henri Murger, Alfred de Vigny, Berlioz, Théophile Gautier, später Offenbach, die alle in seiner Nähe ruhen und wie eine geistige Atmosphäre der Romantik ausstrahlen. Stendhal, der andere begeisterte Dichter Napoleons, ruht wenige Schritte entfernt vom Sänger der zwei Grenadiere; von Gautiers blumengeschmücktem Grabmal singt das Vöglein herüber, und dem Meister von „Faust's Verdammung“ scheint der deutsche Dichter wie zu Lebzeiten sein halb spöttisches, halb ehrerbietiges „Toujours original, Maître Berlioz!“ zuzuwinken. Der Montmartre-Friedhof ist nicht wie ein anderer mit düstern Gedanken des Todes erfüllt, der Tumult des Lebens klingt über ihm, und die Muse der Poesie hält den Griffel auf manchem unsterblichen Epitaph.

Heinrich Heines Grab wird täglich von Verehrern aus aller Welt besucht. Vom Denkmal des dänischen Bildhauers Hasselriis blidkt fein schönes melancholisches Haupt mit den schweren Augenlidern zur Erde; man hat ihm nicht die Schleuder und den gespannten Bogen in den Marmor gehauen, wie es sich der Polemiker einst ausgedacht, sondern die verführennde Harfe. „Ich verlange von Ihnen nur ein Sträßchen Refeda, wenn Sie nach dem Montmartre kommen,“ hatte der Dichter zu seiner Gönnerin Caroline Jaubert gesagt. Kein Vermächtnis ist so treu gehalten worden wie das des Heimatlosen:

Wo wird einst des Wandermüden Letzte Ruhestätte fein? Unter Palmen in dem Süden, Unter Linden an dem Rhein?	Werd' ich wo in einer Wüste Eingescharrt von fremder Hand, Oder ruh' ich an der Küste Eines Meeres in dem Sand?
--	--

Immerhin! Mich wird umgeben  
 Gottes Himmel dort wie hier,  
 Und als Totenlampen schwieben  
 Nadirs die Sterne über mir.



Das Grabmal Heinrich Heines in Paris.



KNABENBILDNIS. Gemälde von E. Schmid, Heiden